

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(7. Fortsetzung.)

Die Minuten, die noch bis zum Eintritt der „besten Freundin“ vergehen, benutzt Elly, um sich noch einmal gründlich im Spiegel zu mustern — eine Defäkation, die sie vorzugsweise liebt. Ehrlich ist die kleine, hübsche Person, man muß es ihr lassen! Wie Hanna es ihr neulich einmal ernsthaft vorgehalten hatte: „Elly, eigentlich bist du doch sehr eitel und fett!“ da hatte sie nach einigem Besinnen erwidert: „Ja — ich bin es! Aber — mit einem schelmischen Augenzwinkern und einem kleinen, vergnügten Lachen — ist es mir denn so sehr zu verdenken?“

Wie Hanna jetzt über die Schwelle tritt, ruft Elly hastig: „Sieh mich an und sag, wie ich dir gefalle — und dann will ich dich an sehen und sagen, wie du mir gefällst!“ Die ganze Elly Rode liegt in diesem Auspruch.

Hanna mustert das reizende rosa Gesicht sehr aufmerksam. Sie weiß, daß Elly viel auf ihre Kritik hält — und das mit Recht, denn sie hat einen feinen Farbensinn und Formensinn, „künstlerischen Blick“, wie Mari Rode immer betont, und Mari ist Maler, er muß das wissen!

„Hübsch! Sehr hübsch!“ bemerkt Hanna nachdrücklich. „Nur hier die Plümenquirlen an der Taille muß weiter nach rechts, und die unten auf dem Kleide auch — das wirkt besser. Wart, ich mache dir das gleich.“ „Gib, gib das der Schneeglöckchen, der Emilie, nicht gleich gesagt“ ruft Elly zornig. „Aber nein — und nein — so muß es bleiben! Du gutes Schneider! Zerdrück dein Kleid nicht!“

Hanna hat sich auf den Boden niedergelassen, wobei es um sie her von neuer Seide rauscht und knistert — mit ein paar raschen, geschickten Griffen bringt sie die Sache in Ordnung. Elly mustert sich von neuem sehr lange im Spiegel.

„Ja, wirklich, es ist viel besser!“

Nun erst hat Elly Augen für ihre Freundin.

„Komme daher, laß dich anschauen! Wir haben noch viel Zeit vor uns, du bist himmlisch früh gekommen! Jetzt hast du wieder dein süßes, verschämtes Gesicht, o du gutes Schneider!“

„Ja, du weißt, mir ist es immer peinlich, so zur Schau zu stehen — selbst vor Papa und Mama — selbst vor dir!“

„Mir gar nicht!“ erklärt Elly lachend. „Etwas groß erscheint das Mädchen in dem zartgrünen Seidenkleide, das von einer leichten Silberwolke überrieselt ist. Das dunkle Köpfchen trägt keine Blume, keinen Schmuck, aber die gelockte Frisur stimmt gut zu der niedrigen Stirn, dem feinen Profil, dem gradgezogenen Brauen. Seitwärts im Gürtel steck eine Wasserrose mit grünen Blättern — weiteren Aufzug hat das Kleid nicht.“

„Stilvoll — sehr stilvoll!“ meint Elly. „Ganz im Jugendstil gehalten! Ich würde in dem Anzug nach gar nichts aussetzen ... für dich ist er wie geschaffen!“

Hanna nahm diese Beurteilung lächelnd entgegen. Sie dachte, daß sie sich wiederum in Ellys rosigem Seiden- und Apfelsblütenpracht nicht würde sehen können ... „eins schickt sich nicht für alle!“

„Fast du kein Butet, Hanna?“

„Nein! Wer sollte mir eins schicken?“

„Wer? Na, Mari hat's mit Gewalt thun wollen, aber weil ich deine Toilette nicht gewohnt hab', hab' ich's ihm ausgereutet. Denk, wenn du zu dem Kleid La France-Rosen bekommen hättest oder Gloire de Dijon!“

„Aber du hast schon La France-Rosen, Elly!“ Hanna sah nach dem graziosen gewordenen Butet auf dem neuhumbangenen Toiletentisch.

„Natürlich von ihm! Der arme Kerl, wie er's wohl anfängt, aus seiner lumpigen Oberleintuchjacke, als die Blumenfräulein zu befreiten! Selbstredend befreit er sie nicht, er nimmt sie auf Pump, der süße Kerl der! Gib nur acht, wie goldig er heut' wieder ausschauen wird! Die Augen von dem Rudi, die haben mir's reinweg angehan — und trüg' ich ihn nicht, ich geh' direkt in die Jar!“

Hanna mußte lachen. Dieser blonde, rosige Kindskopf, in Seide und Spitzen, lachend, schätzend — und als Zuhörer dann der Sprung in die Jar!

„Hoffentlich kommst's nicht dazu, und die Eltern nehmen Vernunft an, wenn sie erst einsehen, daß das mit dem Gotta nichts ist, weil vor allen Dingen er mich gar nicht wird haben wollen! Du, Hannerl, entsannst dich noch auf den Gotta und sein „Gewissen“, wie du bist! Also komm daher, setz dich zu mir — aber vorsichtig, nicht zu rasch, damit wir die Roben nicht zerdrücken! Nun will ich dir das von dem Gotta erzählen, was der Mari mir erzählt hat — heißt das, wenn dir's Spaß macht!“

„Spaß? Es interessiert mich!“

„Das ist einerlei! Also dieser Gotta — du, schön ist er aber gar nicht, ich habe ihn neulich im Maximilianeum gesehen! Längst nicht mehr jung und nichts Künstlerisches in der Erscheinung und kein Schmuck und gar nichts! Wenn ich meinen Rudi dagegenhale — diesen bildsauberen Menschen —“

„Er wird doch geschickter aussehen?“

„Mein Rudi? Natürlich! Ihn er das — aber hast den Gotta gemeint? Na ja — dumm schaut er nicht drein ... aber sonst ... wie der den Weibern so gefährlich sein soll, das ist vorläufig meinen Augen verborgen!“

„Ist das denn wirklich der Fall?“

„Der Mari sagt's doch! In Rom sind die Frauen schrecklich liebreich! Ja sag dir, ich hab' im Mari seine Schulden Briefe gefunden — hui! Italienische und französische und deutsche — englische waren bloß wenige!“

„Aber wie kannst du das lesen?“

„Wenn er doch die Schlüssel fiedeln läßt! Und Spaß macht's tolosalen! Na, unser Mari ist ja nun auch keine Schönheit — bloß eben jung — könnt' dem Gotta sein Sohn sein — der ist ja schon über die vierzig weg! Also in Rom, da stellen die Damen was auf mit ihm — die Einladungen regnen auf ihn herab, und die vornehmsten Kreise thun sich vor ihm auf. Schöne Sachen macht er, das ist wahr! Mari hat ein paar Photographien — ich werd' sie dir mal später zeigen — du wirst Augen machen, sag' ich dir! Sein Atelier, das soll was Wundervolles sein — in der Via Margutta natürlich, da sitzen sie alle, die römischen Künstler — eine Sehenswürdigkeit des neuen Roms, und das will schon was bedeuten! Mari hat den Gotta fürchterlich gern, er sagt, er ist eine richtige bedeutende Persönlichkeit, ein nobler Charakter, dabei ein famoser Kamerad, ganz schlicht und lustig, ohne Arroganz. Er soll viel Geld für arme Maler und Bildhauer hingeben, das heißt dann bloß, wenn er was von fremem Talent hält — den anderen, die sich nur etwas einbilden — und nichts können, denen gibt er das Reisegeld, wenn sie zu ihm kommen.“

„Geh hin, mein Sohn, und lübnig hinfirt nicht mehr!“ soll er zu ihnen sagen ... er meint, mit Meißel und Farbe sündigen! Ist das nicht possirlich?“

Hanna nickte. Sie hörte mit ganzer Seele zu.

„Sein schönes Atelier in Rom, das hat er einfach einsteilen zugeschlossen und will sich hier unterdessen einrichten. Er verdient ein großes Stück Geld, die amerikanischen Rabok's kaufen viel bei ihm — da sind denn auch die Preise danach! Die Frauen hat er riesig gern, sagt Mari, aber nicht zum Heirathen, bloß zum Amüsement. Er hat geäußert, ein Mensch wie er teugt nicht für die Ehe — da mag er recht haben, und die vielen Weiber, die er kennt, werden ihm just keine große Meinung von unserm Geschlecht beigetragen haben! Unter denen, die in Rom am häufigsten mit ihm gesehen worden sind, ist nun eine, die sie dort alle einfach die polnische Gräfin nennen, weil sie nämlich einen Namen hat, bei dem man sich beinahe die Zunge zerschneidet, es' man ihn herausbetommt — c3 — und s3 — und y — na, kurz, schrecklich! Sie ist übrigens keine Polin von Geburt, sondern eine Deutsche, aber schon als ganz junges Ding nach Warschau gekommen und hat dort auch geheiratet. Sie ist seit einigen Jahren Wittwe, wohlhabend, unabhängig, kinderlos, viel auf Reisen, vorzugsweise in Rom, das heißt, wenn Gotta gerade da ist. Götzt er mal anderswo hin, dann geht sie auch anderswo hin, bloß merkwürdigerweise immer gerade dahin, wo er ist. Sie soll eine schöne Frau gewesen sein, Mari sagt, man sieht es noch, aber sie wandelt doch schon stark auf den Knien von Karthago. Die internationale Aristokratie dort in Rom soll sich herrlich über das Verhältnis der beiden amüsiren — nämlich eigentlich ist's gar kein Verhältnis, was man so nennt! Er, der Gotta, soll jedem Menschen, der's hören will, erzählen, er habe die Gräfin Elly — Abtätzung von Cecilia — früher sehr geliebt, aber damals sei sie für ihn nicht zu haben gewesen — und bei seinem Abscheu vor der Ehe wisse er auch nicht zu sagen, ob er sie selbst damals geheiratet haben würde. Und jetzt, da sie ganz sicher zu haben sei, habe er sehr viel Freundschaft für sie, so viel, daß sie ihm fast unentbehrlich sei und er sich sehr freue, daß sie so viel beisammen sein könnten ... aber diese Freundschaft nöthige ihn ganz und gar nicht zur Ehe mit der Gräfin, er habe ihr dies oft und oft selbst gesagt, sie sei es zufrieden, und sie ließen der sensationslüsternen Welt nichts weiter, als den Anblick eines Geistes- und Seelenbündnisses zwischen zwei freien Menschen, wie man es nicht alle Tage zu sehen bekomme!“

„Ich finde dabei nichts zum amüsiren und lachen!“ bemerkte Hanna ernsthaft.

„Natürlich nicht — weil du wieder jedes einzige Wort auf Treu und Glauben hinnimmst, du lieber Narr!“

Aber der Mari sagt, wenn man dem Gotta auch seine Gefühle Wort für Wort glaubt — denn lügen thut er nicht — mit ihr, der polnischen Gräfin, sieht's ganz anders. Die brennt noch lichterloh für ihren Künstler und stimmt bloß in seine Geistes- und Seelenbündnistheorie ein, weil sie nicht anders kann, weil sie ihm auf diese Weise wenigstens nahe bleiben darf, „als Freundin“ — wenn sie andere Ansprüche an ihn stellen wollte, würde sie ihm sofort lästlich fallen, und er würde sie zum Teufel schicken. Mari meint, es ist kein Zweifel, daß er schon zu Lebzeiten des Grafen mit der schönen Elly ein ganz gehöriges Teufelmechtel —“

„Du solltest so etwas gar nicht nachsprechen, und ich sollte es nicht anhören!“ unterbrach Hanna die Rede; sie war plötzlich bis zur Stirn erröthet.

„Na, hör' mal, Hanna, was fällt dir jetzt ein? Spiel' dich doch nur ja nicht auf das Baby von vierzehn Jahren auf — nein? Darfst auch nicht gar zu prüde und unschuldsvoll sein ... meinst, das wird den Leuten auch langweilig, so 'ne sittsame weibliche Zunge!“

Hanna lachte, aber es kam etwas gezwungen heraus, und sie war in ihrem Innern selbst betroffen. Sie hielt sich nicht für unbedeutend und langweilig — durchaus nicht! Wenn sie aber den Menschen so erschien ... konnte sie es ihnen am Ende verdenken? Sie verschloß ihr Empfinden so sorgsam in sich, gab sich so wenig, war und blieb zurückhaltend, selbst wenn man sie suchte — durfte sie sich wundern, wenn die Leute bald dessen überdrüssig wurden und sie schließlich sieben ließen. Sie hielt sich für werthvoller, als Elly zum Beispiel ... aber wie war die immer von Herren umringt, wie drängte man sich um sie — wie mochten selbst die älteren Damen sie gern, wenn sie auch dies und das an der kleinen, vorlauten Person zu tadeln fanden! Elly that und sprach und las sehr vieles, was Hanna ganz unpassend fand, sicher — aber langweilig würde sie niemand nennen, während sie mit all ihrer Zughängigkeit ...

„Ach, es war auch nicht das, was sie eben jetzt so erregt hatte — nicht das! Sie wollte keine vorgefasste Meinung gegen Willfried Gotta haben — sie wollte ihm unbefangenen gegenüber treten! Und wenn er sich gar nicht um sie kümmerte und taum ihren Namen bei der Vorstellung hörte und sie nicht in die geringste Beziehung zu ihm trat ... gleichgültig! Er war ein berühmter Künstler, den sie bewunderte und verehrte, und es that ihr weh, geradezu weh, seinen unbefangenen Eindruck von ihm entgegennehmen zu können, sein Bild verzerrt und entstellt zu sehen. Die Künstler waren keine Heiligen, das mußte sie, und sie hatte sich auch diesen großen Bildhauer nicht als Heiligen gedacht — aber sie wünschte inbrünstig, Elly hätte ihre feine Details aus seinem Leben erzählt!“

Nun, das konnte sie nicht aussprechen. Käckerlich machen wollte sie sich vor Elly nicht, und sie wußte, das würde geschehen, wenn sie ihr Empfinden verriethe — ganz davon abgesehen, daß sie fast nie in klaren Worten das aussprechen vermochte, was sie innerlich bewegte. So war es schon dem Rinde Hanna Piotrowsky ergangen — dem neunzehnjährigen Mädchen erging es eben so!

Es pochte dickret an die Thür — Emilis Kopf erschien unter dem Klaugrünen Vorhang.

„Die jungen Damen möchten in den Salon hinhertommen — hilt' schön um Entschuldigung! Gnädige Frau lassen herüberfragen, es wären die ersten Gäst' soeben angekommen!“

„Was für Gäst', Emilie?“ fragte Elly interessiert. „Männliche?“

Emilie lachte. „Herr und Frau Bankdirektor — und Frau Präsident und die Frau'n Gertig —“

„Gottes willen!“ seufzte Elly. „Das ist ja ein vielversprechender Anfang! Wer noch?“

„Herr von Mebing!“

„Otel Arthur? Dann also hilt's nichts auf, auf, auf, so fröhlichen Jaagen! Die seh' ich aus, Emilie?“

„Wilschön, gnä' Frau'n!“

„Emilie, Sie sind Partei! Hör' du, Hanna — Otel Arthur wird sich heute diskrete Mütze geben, mich an diesen Gotta heran zu buffiren — paß auf! Es wird ein Schauspiel abgeben, Götter und Menschen zu erfreuen! Zu gut! Wenn ich mir's überlege, wie mir alle berühmten Bildhauer der Welt gestohlen werden könnten, und ich hab' keinen anderen Gedanken, wie meinen Rudi, und dem sein kleines Fingerring ist mir lieber, wie alle Künstlerhände zusammen ... und jetzt kommt so ein braver, alter Onkel daher und hat „Pläne“ mit unsereinem ... hast du Worte?“

„Alles dies wurde hastig in Hannas Ohr gestäubert, während die beiden Mädchen auf klüchtigen Füßen durch den breiten, hellerleuchteten Korridor schritten. Eben schritt wieder die elektrische Glode ... neuer Besuch! Im Salon kamen den Eintretenden Ellys Brüder entgegen, der schlank, hochgewachsene Oberleutnant — der vielgeliebte Rudi war dessen intimer Freund — und der etwas unterlegt gebaute Mari, der eine höchst unternehmende Miene hatte, bei Hannas Anblick ganz leise „Saprit!“ sagte und die Augen zusammenkniff. Er burste sich vorläufig dem Gegenstande

seiner Bewunderung nicht widmen, denn es galt für ihn, die Thür im Auge zu behalten, um Gotta abzuweichen, den er seinen Eltern vor allen Dingen vorzustellen hatte — denn natürlich hatte der geniale Mann sein Wort gehalten und keinen Besuch im Rode'schen Hause gemacht — nur zwei Karten hatte er hingeschickt, das sah wenigstens nach gutem Willen aus.

Rasch füllten sich die hübschen, geräumigen Zimmer. Es fand sich ziemlich viel Jugend zusammen, und Elly statierte bald hierhin und dorthin, fast immer ihre Hanna an der Hand hinter sich herziehend. In Hanna war ein eigentümliches Gefühl nach geworden, seit sie diese hellen, geschmückten Räume betreten hatte — etwas bang Erwartungsvolles, wie sie es als Kind gehabt hatte, ehe sie den Weihnachtsbaum und alle Geschenke zu sehen bekam und sich mit klopfendem Herzen fragte, ob sie auch ihr Gedicht ohne Anstoß würde herjagen können. Umsonst, daß sie sich sagte, diese Freude sei völlig unbegründet, es werde eine Gesellschaft sein wie jede andere ... das erwartungsvolle Gefühl war da und ließ sie nicht los, während sie sich alten Damen vorstellte und mit höflichen jungen Herren Wechselreden austauschte. Sie stand jetzt inmitten einer Gruppe junger Leute im Bouboir der Hausfrau, einem sehr hübschen, in mattgelb und Silber gehaltenen Raum ... daher konnte sie nicht sehen, wie eben jetzt im Salon Mari Rode wie ein Strohengel auf einen großen, brünetten Herrn aufschob, ihn freudestrahlend beim Arm packte und zu seinen Eltern führte, denen er den Antömmeling feierlich präsentirte: „Herr Professor Gotta aus Rom!“

„Vielen Dank, Gnädigste, Ihnen beschließen, Herr Rode, daß Sie mir erlauben, an Ihrem hübschen Fest theilzunehmen, ganz unbekannt, wie ich Ihnen bin —“

„Der Name Gotta ist niemanden unbekannt, der nur das geringste Interesse an den heutigen Kunstbestrebungen nimmt!“ beistete sich Frau Rode, eine noch hübsche, blonde Frau, perbdindlich einzurufen. „Bei meinem Mann und mir ist dies Interesse selbstverständlich ein sehr großes, schon durch unseren Sohn angefaßt, der uns gar nicht genug von Ihren herrlichen Werken, Herr Professor —“

„O, nicht doch, Gnädigste, ich litle!“ Wie oft in seinem Leben hatte der Gefeirte schon Phrasen dieser Art anhören und abwehren müssen! „An Ihrem Sohn übrigens werden Sie noch, will's Gott, Freude erleben. Er macht sehr gute Sachen, der Mari, er hat, im letzten Jahre namentlich, große Fortschritte gemacht und tolosal viel in der Technik weggenommen.“

„So?“ fuhr Mari dazwischen, über das ganze Gesicht lachend. „Aber, Meister, das haben Sie mir selbst bisher noch gar nicht gesagt!“

„Hab' ich nicht? Nun, dann sag' ich's jetzt! Kommen Sie nur, Mari — neu angekommene Gäst' wurden den Eltern von ihrem Sohn, dem Oberleutnant, zugeführt — lassen Sie's einweilen genug sein mit dem Vorstellen! Posiren wir uns hier in diesen stillen Winkel am Fenster, und lassen's mi a bissel auschnaufen!“

Gotta hatte lange Zeit in Wien gelebt und sich den gemüthlich klingenden österreichischen Dialekt angewöhnt.

Rur zu gern gehorchte Mari; er konnte es aber nicht verhindern, daß ein paar seiner nächsten Freunde sich mit dazu gesellen. Einer von ihnen, ein tüchtiger Kunsthistoriker, war Gotta bereits bekannt, die zwei anderen, ein Maler und ein Kupferstecher, waren geborene Münchener und hatten sich nur deshalb bereit finden lassen, das heutige Fest mitzumachen, weil sie Aussicht hatten, den „großen Willfried Gotta“ anzutreffen.

„Gar nicht schön — längst nicht mehr jung — nichts Künstlerisches in der Erscheinung!“ So hatte Elly Rode vor einer guten halben Stunde dem berühmten Mann charakterist, und für den oberflächlichen Beobachter hatte sie recht. Sehr viele Menschen gingen ohne weiteres an Gotta vorbei, ohne sich nach ihm umzuschauen oder etwas Besonderes an ihm zu finden. Erscheinung, Haltung, Manieren, nichts fiel irgendwie aus dem Rahmen des gewöhnlichen Gesellschaftsmenschen, und nur wer ein Studium aus dem Menschen machte, konnte an dem feinen, lächlichen Munde, an dem geistreichen Zug um Stirn und Augen eines jener Individuen erkennen, die viel zu sagen, viel zu verschweigen wissen, deren Umgang einen Gewinn bedeutet.

Gotta hielt die stahlgrauen Augen meist halb geschlossen, auch hatte er sich, „um besser zu sehen“, ein leichtes Winkeln angewöhnt, das seinem Gesicht häufig einen ungewollt hochmüthigen Ausdruck gab.

„Sehr erfreut, meine Herren!“ Er schüttelte kräftig die ihm entgegengegriffenen Hände. „Lassen wir einweilen die schönen Frauen und die kleinen Mädchen ... die laufen und nicht davon, und niemand entgeht bekanntlich seinem Schicksal! Uebrigens, Ihr Mäandchen in allen Ehren! Ich hab' in den paar Tagen auf meinen Eschenberggängen durch die Stadt und die Gasseanlagen so viel hübsches Weibliches getroffen, daß ich meine helle Freud' dran hab' haben müssen!“

„Anderer Typus, wie der römische, was?“ meinte der Kupferstecher. „Ach — lassen's mi aus mit 'r rö-

mischen Typus! Wenn Sie heutige-tags durch Rom spazieren laufen, den Liegen Sie verhältnismäßig selten zu sehen — gelt, Mari, hab' ich recht? Rom — ich bit! Sie! Was ist da alles zugewandert, was hat sich da alles niedergelassen, durcheinandermischelt! Wer nicht lang dort lebt und findig ist, was sieht er von der wirtlichen römischen Bevölkerung? So gut wie nichts, weil der tolosale Fremdenverkehr alles verdrängt, überflutet! Internationales Touristentreiben — das ist die Signatur von Rom für den, der es nicht ganz genau kennt!“

„Ist es also wahr, daß Sie ganz von Rom fortgehen, ganz hierbleiben wollen, Herr Professor?“ fragte der junge Maler.

„Ich fort von Rom? Ich mein Rom verlassen? Ganz in Deutschland leben? Fällt mir im Traum nicht ein ... aber auch nicht im Traum! Was Rom mir ist — was die Stadt mir bietet ... das ist und bietet mir keine — keine auf dem ganzen Erdenrund! Mögen die Leut' doch alle daheimkommen und schwagen, das sei überwindener Standpunkt, und die traditionelle römische Schwärmerie sei lächerlich heutzutage und gehör' gar nicht mehr in ein richtiges Künstlerleben hinein — es thät's viel besser ohne das ... bei mir thut's es nicht — zu mir gehört Rom und der Römerkultus, und wer etwa darüber lachen will — schön! Ich geb's ihm frei — er hat's umsonst! Der Mari kann mir's bezeugen, trotzdem er sich bloß ein einziges armseliges Fährchen die römische Luft hat um die Nase wehen lassen — und was will ein Jahr sagen für Rom? Aber 'ne Idee hat er dennoch bekommen, was für ein unvergleichliches Leben das da ist in der ewigen Stadt — und wie's den Künstler, den Bildhauer zumal, packt und zueft niederwirft in den tiefsten Abgrund und dann doch wieder wie mit tausend Fäusen in die Höhe reißt, wenn er anfängt, die Antike sehen und verstehen zu lernen! Himmelsfakra, was seh' ich hier und mach' den Prediger in der Wüste! Kommt nach Rom, alle zusammen ... und wer Augen hat zu sehen, der fehle!“

(Fortsetzung folgt.)

„Telefunken.“

Berlin, Mitte Oktober. Mit dem Anmarsch der heutigen Riesenherrschaft machte sich die Notwendigkeit immer mehr geltend, die einzelnen Hauptglieder untereinander, besonders aber mit dem Oberbefehlshaber durch schnellere Nachrichten-Übermittler zu verbinden, als Meldebote, Radfahrer u. s. w. sie darstellten. Die Drahttelegraphie ist besonders in den letzten Jahrzehnten betrad verbessert worden, daß sie sogar an den vordersten Kavalleriespitzen mit Erfolg benutzt werden kann, und wo aus irgend welchen Gründen ihre Verwendung ausgeschlossen war, hat nicht ohne Erfolg die optische Telegraphie, nachdem sie durch die Drahttelegraphie fast vollständig aus der Reihe der militärischen Hilfsmittel verdrängt worden war, neuerdings in den verschiedenen Armeen wieder mehr Aufnahme für die entsetzlichen Lücken gefunden. Aber beide Nachrichten-Sender haben neben ihren großen Vorzügen auch wesentliche Nachteile. Die Stationen der Drahttelegraphie bedürfen in der Regel Aufenthaltes, welchen die Leitung hervorruft, bei schnellen Operationen diesen nicht in dem gewünschten Maße zu folgen, ganz abgesehen davon, daß die Draht empfindliche Stellen für gegnerische Unternehmungen darbieten.

Die optische Telegraphie ist in hohem Grade abhängig von der Witterung, denn Nebel, Regen u. s. w. schließen ihre Anwendung vollständig aus. Hier kann die Funken-Telegraphie ergänzend eingreifen, weiter wird von ihr nichts gefordert. Denn daß dieser neue Nachrichten-Sender, sowohl Drahttelegraphie wie optische Telegraphie vollständig verdrängen könne, wie zu Anfang vielfach angenommen wurde, daran denkt jetzt niemand mehr, da auch der Funken-Telegraphie noch manche nicht zu beseitigende Nachteile anhaften. Diese bestehen zunächst in der geringeren Telegraphie-Geschwindigkeit gegenüber der Drahttelegraphie, dann aber vor allem in dem Umstande, daß es zur Zeit noch kein absolut sicheres Mittel giebt, um zu verhindern, daß die eigenen Telegraphen durch andere mitgelesen werden, denn selbst die sogenannte Abstimmung versagt, wenn an Stelle des etwa nicht mehr aufzunehmenden Morse'schen Schreibers der Hörsprecher benutzt wird. Dieser ist so empfindlich, daß er auf alle für die Funken-Telegraphie in Betracht kommenden Wellen ohne weiteres anspricht, gegen ihn giebt es keine Abstimmung.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse gegenüber dem zweiten bedeutenden Nachtheil, welcher darin besteht, daß ein unbefugter den Telegrammverkehr zwischen zwei Stationen durch absichtliches Dazwischengeben von funken Telegraphischen Zeichen stören kann. Die Gesellschaft Telefunken, entstanden durch die Fusion des Systems Stahy-Arco, hat durch einschneidende Verbesserungen diesen Uebelstand wesentlich herabgemindert, denn sie ist mit ihren Apparaten im Stande, sei nur 5 pCt. Wellen-Unterschied eine feindliche Störung abzuhalten. Das Mittel besteht in einer solchen konstruktiven Ausführung der Send- und Empfangs-Apparate, daß diese eine schnelle Veränderung der ausgehenden

und aufzunehmenden elektrischen Schwingungen ermöglichen. Hierin liegt die Ueberlegenheit des Systems Telefunken, welches bei den Operationen in Deutsch-Südwestafrika seine Feuerprobe erhalten wird.

Die deutsche Heeresleitung war die erste, welche die Bedeutung dieses neuen Hilfsmittels für die Kriegführung in richtiger Erkenntnis so hoch einschätzte, daß sie bereits im Jahre 1902 eine fahrbare Funken Telegraphen-Anlage der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, System Professor Braun und Siemens und Halske“ in Gebrauch nahm. Diese bewährte sich in den Mäandern außerordentlich gut. Mit dem Morse-Schreib-Apparat arbeitete die Station noch sicher bis auf zwei Tagemärsche, mit dem Hörsprecher auf 3-4 Tagemärsche. Die Apparate der schon oben genannten Gesellschaft Telefunken erreichen mit dem gleichen Energie-Aufwand die doppelten Entfernungen, was die endgültige Einführung dieses Systems in die deutsche Armee zur Folge gehabt hat.

Während bei dem früheren System die gesammten Apparate einer Station auf einem vierrädrigen, von sechs Pferden gezogenen Fahrzeug, dessen Vorderwagen mit dem Hinterrwagen nach dem Prozenzsystem verbunden ist, untergebracht waren, verteilt Telefunken alles auf drei Karren, wodurch die Möglichkeit geschaffen wurde, daß die Station in beschleunigter Gangart, auch außerhalb der gebahnten Straßen, den Truppenbewegungen zu folgen vermag. Diese Anordnung wird ter Funken-Telegraphie ermöglichen, auch bei einem Gebirgszuge oder bei Uebersee-Expeditionen in Verbindung mit einem Landungscorps von erheblichem Nutzen sein.

Die Karren sind zweirädrig, mit Tonnenförmigen Rädern, eisernen Achsen und starken Federn ausgerüstet. Sie werden vom Bod gefahren, der außer dem Führer noch für einen Mann der Bedienung Platz bietet. Die drei Karren einer Station führen die Bedienung: Kraftkarren, Apparatkarren, Gerüstkarren. Der Kraftkarren enthält die Stromquelle, bestehend aus einem Benzinmotor von etwa 4HP, direkt getupelt mit einem Wechselstrom-generator von etwa 1 Kw. Nulleistung und der Erregermaschine. Die Kühlung des Motors geschieht durch Wasser, welches in einem oberhalb des Benzinbehälters gelagerten Behälter mitgeführt wird. Die Cirkulation des Wassers wird automatisch durch eine kleine Zahnradschleife bewirkt, und das Wasser durch ein Rippenrohrsystem und durch einen Ventilator gekühlt. Das zum Betriebe erforderliche Benzin wird in einem neben dem Wassergefäß gelagerten Behälter von etwa 30 Liter Inhalt mitgeführt. Der Inhalt ist so beschaffen, daß er für einen etwa 30-stündigen ununterbrochenen Telegraphendienst ausreicht.

Die Zündung des Motors ist elektrisch, Arzenzündung mit Akkumulatorenbetrieb. Die Zündkraftumwandler werden von dem Erregerdynamo des Wechselstromgenerators automatisch geladen. Der Apparatkarren ist durch ein Gestell in zwei Theile getheilt und enthält die Send- und Empfangs-Apparate. Die Grundlage des ganzen Systems bildet das System des Prof. Braun und Siemens und Halske. Im vorderen Theile des Kraftkarrens, vor Berührung geschützt, liegen die Hochspannungs-Apparate: der Inductor, die Flaschen-Batterie mit veränderlicher, mehrfach untertheilter Funkenstrecke und Hochspannungstransformator. Letztere drei sind durch eine herausnehmbare Klappe an der Seitenwand leicht zugänglich gemacht, so daß ein Auswechseln von Flaschen und Verstellen der Funkenstrecke bequem bewerkstelligt werden kann. Im hinteren Theile liegen auf dem Boden der Vorleiste und auf einem gut federnd gelagerten Brett zwei Empfangsflügel, sowie ein Gegengewichtsumschalter mit zwei Hebeln angebracht. An der einen Seitenwand befindet sich der Hörsprecher mit elektromagnetischem Detektor und Telephon. Der Gerüstkarren ist zur Aufnahme des Gasbehälters und des erforderlichen Schanzzeuges, sowie der Ballons und eines Referde-Benzin-Reservoirs bestimmt. Die Ballons dienen zum Hochnehmen des Luftballons bei windstillen Wetter, während für den gleichen Zweck bei bewegter Luft ein Leitwandballon am Oberbau des Apparatkarens mitgeführt wird.

Zur Bedienung einer derartigen Station sind auf dem Marsche und beim Betriebe insgesamt erforderlich: 2 Offiziere, 2 Unteroffiziere, 8 Mann, wobei eine Ablösung für den Betrieb vorgesehen ist. Der Aufbau der Station nimmt höchstens 10 Minuten in Anspruch und in der gleichen Zeit können die gesammten Fahrzeuge marschbereit sein. Diese Schnelligkeit in Verbindung mit dem Fortfall jeglicher Leitung macht dieses System besonders für die so nothwendige, aber bisher noch nicht ermöglichte Gehele-telegraphie geeignet, wobei als besonders günstig zu berücksichtigen ist, daß die Stationen den Verkehr mit einander aufnehmen können, ohne ihre beiderseitige Stellung vorher zu kennen.

Jede neue Entzöhung von einem Bedürfnis ist ein weiterer Schritt zum Glück.

Die beliebteste Mobilität fauler Leute heißt „Ueberanstrengung“.